

21

Die Gräfin.

Von Hans Röder.

(Nachdruck verboten.)

Während so der alte Langematz das Talent entwickelte, den Abend seines Lebens in seiner Art in aller Gemüthsruhe zu genießen, hatte die Freude der Frau Langematz an ihrem thatenlosen Dasein bald ein Ende. Sie hatte sich in dem Glück des Rentierlebens getäuscht, das sie sich früher so oft in den lächelndsten Farben ausgemalt; denn sie besaß nicht die Gabe stiller Beschaulichkeit. Wenn sie nun auch in ihrer Wohnung noch öfter wie früher alles auf den Kopf stellte, schauern, klopfen undbürsten ließ, als einige Monate vergangen waren und der Reiz des Neuen sich verwischt hatte, empfand die lebhaftige Frau plötzlich das verhängnißvolle Gefühl der Langeweile.

In den langen Jahren, in denen sie hinter dem Ladentisch gestanden, hatte sie es ganz verlernt, sich selbst zu beschäftigen. Dazu hatte ihr das Geschäft gar keine Zeit gelassen. Da waren alle Tage tausend Dinge zu bedenken gewesen. Das Personal mußte beaufsichtigt werden und dann hatte Frau Langematz die delikate Aufgabe gehabt, die diplomatischen Beziehungen zu den verschiedenen Köchinnen zu unterhalten und zu pflegen. Das allein schon war eine sehr kitzliche Beschäftigung gewesen, die viel Takt, große Menschenkenntniß, mitunter aber auch eine gehörige Portion Energie erforderte, um gar zu weit gehende Ansprüche zurückzuhalten und dabei doch das Geschäftsinteresse zu wahren. Hierin jedoch war Frau Langematz gerade in ihrem Element gewesen; sie hatte es jedem Kunden an der Nasenspitze angesehen, wie kurz sie ihm das Stück Wurst abschneiden durfte, ohne dabei ihren Ruf zu schädigen. Auch hatte sie es vortrefflich verstanden, ihren bewährten Klientinnen sogar in Herzensangelegenheiten und anderen wichtigen Dingen diskret und taktvoll Rathschläge zu ertheilen.

In diesem bewegten Treiben waren die Jahre vergangen. Ganze Generationen von Köchinnen und Kunden waren während dessen an Frau Langematz vorübergezogen und hatten dafür gesorgt, daß die Schlächterfrau keinen Augenblick dazu gekommen war, sich zu langweilen. Nun war das anders. Nähen, Stricken, Häkeln waren der ehemaligen Geschäftsfrau böhmische Dörfer und auch von der edlen Kunst des Lesens hielt sie grade nicht viel. Außer im Kurszettel und Inseratenheil der Zeitungen war sie nur gewöhnt, in dem großen Buche des wirklichen Lebens zu lesen, in welchem statt der schwarzen Buchstaben und Worte die Menschen ihre schwarzen Gedanken und Thaten höchstselbst verzeichnen. Die gewöhnliche Druckerschwärze hatte deshalb hauptsächlich nur insofern Werth und Interesse für sie, als dieses edle Gemisch von Schnur und Ruß dazu beigetragen, ihr auf die denkbar billigste Weise das nöthige Papier für ihre Würste zu liefern. Endlich staubwischen, was sie so gern that und auch aus dem ff verstand, konnte sie doch nicht den ganzen Tag. Wenn auch eine gütige Vorsehung dafür sorgte, daß immer wieder Staub vom Himmel herunterfiel, es kam trotzdem an jedem Vormittage der Augenblick, wo Frau Langematz das letzte Atom eines Stäubchens hinter ihrem Ofen aufgefischt und aus ihrem Fenster über die ahnungslosen Fußgänger ausgeschüttelt hatte.

So geschah es, daß die Langeweile der Frau Langematz auf ihren Vorbeeren keine Ruhe ließ, sondern sie dazu trieb, sich alle möglichen Gedanken zu machen. Sie war immer eine ehrgeizige Frau gewesen, die im Leben etwas hatte erwerben und vorstellen wollen. Wenn sie nun darüber nachdachte, was andere Leute vorstellten und für Orden und Titel hatten, die doch lange nicht das besaßen, was sie und ihr Frise sich erworben hatten, so kam sie zu der Ueberzeugung, daß da doch etwas in der Welt war, was von rechts wegen ganz anders hätte sein müssen. Kurz, sie sagte sich: was die und die können, das können wir zehumal. Hatten sie nicht drei Häuser und ein Einkommen, wie es höchstens so ein Minister bezog?! Das wurmte sie, das mußte anders werden, und darüber sann Frau Langematz oft und lange nach.

Zuerst versuchte sie, ihren Frise aufzustacheln. „Mann,“ sagte sie, „Du hast doch Zeit, und Geld haben wir auch, Du mußt ein Amt annehmen und Dich verdient machen. Du

mußt Stadtverordneter oder Bezirksvorsteher werden, damit wir bekannt werden und Dein Name auch in die Zeitungen kommt.“

Der alte Langematz hatte seine Frau groß angesehen, dann hatte er ganz gelassen gesagt: „Du, Emma, höre mal, was ist eigentlich jetzt mit Dir los, willst Du etwa auf Deine alten Tage noch nach Dalldorf?“

„Du bist ein alter Bauer,“ hatte Frau Langematz schnippisch zur Antwort gegeben, „andere Männer, die soviel haben wie wir, die bekommen Orden und Titel und die werden wer weiß was, aber mit Dir kann man die Wände einrennen.“

„Na, denn renne man, ich renne auch,“ hatte er zur Antwort gegeben und war dann gegangen, um wie immer an seinem Stammtisch in der Nachbarschaft einen Skat zu spielen.

Aber Frau Langematz ließ sich nicht so leicht irren machen, wenn sie sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte. Wußte sie nun auch, daß sie bei ihrem Frise nichts anrichten würde, denn wenn der einmal nein gesagt hatte, dann blieb es auch dabei, so konnte sie im übrigen doch thun und lassen, was ihr beliebte; in ihre Sachen redete er ihr nicht hinein. Nun gerade wollte sie ihm beweisen, wie man zu Ansehen und Würde kommt. Sie war zwar von Hause aus eine sehr sparsame Frau; aber nicht lange nach diesem Auftritt mit ihrem Manne konnte man ihren Namen mit großen Schriftzügen in allen möglichen Listen von Kollekten und dergleichen lesen. Dabei zeichnete sie immer ein paar Mark mehr als der Geheimrath, der schräg über wohnte. Plötzlich fing sie sogar an, Sonntags in die Kirche zu gehen, obgleich sie das seit undenklichen Zeiten nicht mehr gethan hatte, denn dazu hatte sie gar keine Zeit gehabt in den langen Jahren ihrer Geschäftsthätigkeit. Der alte Langematz schüttelte darüber den Kopf. Zu seinen Bekannten sagte er: „Bei meiner Alten is eine Schraube locker, die wird fromm, obgleich sie ihr Lebelang soviel geglaubt hat, wie die Spagen glauben, wenn sie auch auf'n Lustgarten im Dom ihre Eier legen, brüten und schlafen geh'n.“

Auf diese Weise wurde die Schlächterfrau eine ganze Menge Geld los; denn an willigen Nehmern fehlte es nicht, und sie wurde von allen möglichen Leuten um Beiträge für fromme und milde Zwecke angebettelt. Anfangs fühlte sie sich geehrt, wenn irgend ein Pastor oder sonst eine einflussreiche Persönlichkeit sie deshalb aufsuchte, und sie that ihr Portemonnaie weit auf. Als praktische Frau wollte sie aber auch Erfolge sehen und sie merkte bald, daß sie bei alledem wohl einen schönen Dank und gelegentlich einen Händedruck erntete; im übrigen aber verhielten sich gerade die einflussreichen und feinen Leute, auf die sie es doch vor allem abgesehen hatte, kühl und abweisend gegen sie, sobald sie ihr ihr Geld abgenommen hatten.

Frau Langematz ärgerte sich und stellte ihre Kirchenbesuche wieder ein. Da geschah es, daß eine zufällige Verkettung von Umständen ihrem Leben eine neue Wendung gab, und ihre Eitelkeit befriedigt wurde. Eines Tages las sie eine Annonce: „20 000 Mark sofort bei hohen Zinsen auf Hypothek gesucht, Offerten Graf Z postlagernd Westend.“ Sie schrieb dahin und bat um nähere Angaben.

Bald darauf erhielt sie einen eleganten parfümirten Brief mit Wappen, der die Bitte enthielt, eine Besichtigung des Grundstücks, auf das die Hypothek aufgenommen werden sollte, vorzunehmen. Das Schreiben war unterzeichnet Gisela, Gräfin Matuschka geb. Frein von Hilsheim. Gleich am Nachmittag saß Frau Langematz in ihrem Wagen, um nach Westend hinaus zu fahren, die Villa, auf die das Geld gesucht wurde, zu besichtigen und mit der Gräfin persönlich zu verhandeln.

Die Gräfin Matuschka war verwittwet. Sie befand sich in dem Alter der Frau Langematz und hatte eine erwachsene Tochter und einen Sohn, der Soldat war. Von ihrem ehemals beträchtlichen Vermögen besaß sie nichts mehr als die Villa in Westend bei Berlin, in der sie wohnte. Sie hatte dieselbe noch glücklich aus dem Konkurse, der bei dem Tode ihres Mannes über sie hereingebrochen war, für sich herauszufischen verstanden. Der erste Stock der Villa war vermietet, sie selbst bewohnte mit ihrer Tochter das Parterre; hiervon hatte sie noch zwei Zimmer an einen Major von Beust, einen pensionirten Militär, abgegeben. Dieser war ein Jugendsfreund

der Gräfin und unverheirathet. Außer seiner Pension besaß er ein leidliches Vermögen; die Kinder der Gräfin nannten ihn Onkel Beust. Er war bald nach dem Tode des Grafen, als er verabschiedet wurde, nach Westend gezogen und stand der Gräfin und ihren Kindern mit Rath und That zur Seite.

Frau Langematz wurde sehr liebenswürdig aufgenommen. Die Gräfin war nicht nur eine gewandte, sondern auch eine sehr gescheute Frau. Das viele Unglück, welches sie in ihrem Leben betroffen, hatte ihren Verstand geschärft, wenn sie trotzdem ihren Ruin nicht aufzuhalten vermocht hatte, so lag das einmal an dem bodenlosen Leichtsinne ihres verstorbenen Gatten, als auch daran, daß sie selbst eine unwirtschaftliche Natur und in allen praktischen Dingen unerfahren gewesen war. Ihre sonstigen Talente hatten diesen Hauptfehlern ihres Charakters und ihrer Erziehung nicht das Gleichgewicht zu halten vermocht. Nun freilich, nachdem sie so gut wie alles verloren, und der eiserne Zwang der Nothwendigkeit sie rechnen gelehrt hatte, kamen ihr diese geistigen Gaben als letztes und wirksames Hilfsmittel im Lebenskampfe sehr zu statten.

Die Gräfin besaß ein hervorragendes Komödiantentalent und da sie dazu gezwungen war, hatte sie auch gelernt, diese Gabe erfolgreich zu benutzen, um von reichen Verwandten und Bekannten allerhand Unterstützungen zu erbetteln. Noch wirksamer verstand sie sich auf das Lügen. In dieser schweren Kunst, in der sich alle Menschen versuchen, aber nur die allerwenigsten erfolgreich sind, war sie sogar eine Meisterin, denn sie hatte ein Gedächtniß wie ein Phonograph und es passirte ihr daher nie, wie es anderen Lügern so oft passirt, daß sie sich selbst Lügen strafte. Außer diesen Talenten zeichnete sie noch ein ganz vorzügliches Auge für alle Schwächen ihrer Mitmenschen aus. Dazu die Gabe, aus diesen Schwächen für sich Nutzen zu ziehen. Dank aller dieser Geistesgaben vermochte sie denn auch selbst auf den Trümmern ihres Vermögens, und obgleich ihr ihr Sohn, der Lieutenant, mancherlei Sorgen und Kosten bereitete, immer noch ein durchaus beglücktes Leben zu führen. Aber es war mit ihrem Sohn, der nur zu sehr seinem Vater gleich, wieder einmal auf dem Meeresboden. Seine Gläubiger bedrängten ihn von allen Seiten, und da der dumme Mensch trotz seines hochtönenden Namens es immer noch nicht verstanden hatte, sich eine Frau zu verschaffen, so mußte seine Mutter in die Bresche springen, sollte seine Karriere nicht zum Teufel gehen. Und darum eben wollte die Gräfin eine Hypothek, womöglich eine zweite, eine Mondhypothek, auf ihre Villa aufnehmen, wenn sie dafür jemand ausfindig machen könnte. Vorsorglicher Weise hatte sie die erste Stelle in der vollen Höhe des wahren Grundstückswerthes mit einer Hypothek für den Onkel Beust belastet. Sie fürchtete noch alte Gläubiger und zog deshalb vor, von rechtswegen nichts zu besitzen, zumal sie in dem Major, ihren Jugendfreund, einen treuen Berater und stets bereiten Helfer besaß, auf den sie sich in jeder Beziehung und zwar besser verlassen konnte, als sie sich auf ihren verstorbenen Gatten hatte verlassen können. (Fortsetzung folgt.)

Ortsbestimmung auf hoher See.

Wer hätte nicht schon einmal die kleine Nachlässigkeit begangen, das Aufziehen seiner Uhr zu vergessen? In unseren zivilisirten Gegenden, wo wir von allen Schöpfungen der Kultur reichlich umgeben sind, will das nicht viel sagen. Freilich ist es unangenehm, wenn man am hellen Morgen aufwacht, und nicht weiß, wie spät es ist, weil die Uhr stehen geblieben ist; doppelt unangenehm ist es im Winter, wenn man in irriger Schätzung der Zeit das warme Bett etwa zu früh verläßt. Aber diese geringen Unannehmlichkeiten sind auch alles; kaum ist man auf die Straße getreten, so hört man bald eine Thurmuhre schlagen, oder vergleicht seine Uhr mit der des Bahnhofes oder des Postgebäudes, an dem man vorüberkommt.

Weit schlimmer ist das Stehenbleiben der Uhr für den Seemann, der, rings vom Wasser umgeben, nirgends eine andere Uhr findet, nach der er sie stellen könnte. Freilich kann er durch einige einfache Messungen am Himmel leicht bestimmen, wie spät es gerade ist; aber das wäre für ihn nur von untergeordneter Bedeutung; er will durch seine Uhr nicht erkennen, wie spät es dort ist, wo er sich gerade befindet, da er das, wie gesagt, leicht ausfinden kann, sondern für ihn ist vor allem von Wichtigkeit, zu wissen, wie spät es an jenem Orte ist, aus welchem er fortgesetzt ist. Denn dadurch allein kann er in der endlos sich ausdehnenden unter-schiedslosen Wasserwüste sicher bestimmen, wo er sich befindet und wohin er seinen Weg zu lenken hat. Daher hütet der Seemann die Uhr auch, wie seinen Augapfel; ist sie ja gleichsam das Auge, durch das er nach dem Heimathafen zurückblickt, und das ihm Kunde von dort bringt.

Wie fürchtbar müssen die Anstrengungen gewesen sein, die Nansen und sein Begleiter Johansen auf ihrer Schlittenreise zum Nordpol zu überstehen hatten, da sie eines Tages wirklich vergaßen, ihre Uhren aufzuziehen. Am 14. März 1895 hatten sie die Fram, das sichere Schiff, verlassen, um in Schlitten so weit als möglich nach Norden vorzudringen, dann südwärts nach Franz-Josephs-Land zu gehen, von wo sie in ihren leichten Booten nach Spitzbergen zu gelangen hofften. Am Abend des 1. April erschrakten sie nicht wenig, als sie bemerkten, daß sie die Zeit zum Aufziehen der Uhren versäumt hatten. Johansen's Uhr war vollständig stehen geblieben; Nansen's tickte und ging glücklicherweise noch, so daß sie mit dem bloßen Schrecken davon kamen. Aber noch nicht 14 Tage später, am 12. April, als sie bereits auf dem Heimwege waren, ließen sie sich insolge der über-großen Ermattung dasselbe Versehen noch einmal zu schulden kommen. Anfangs schien Nansen diesen Umstand nicht besonders tragisch zu nehmen; wenigstens spricht er nur von dem ärgerlichen Pech, das sie hatten; aber in der Folge hatte er noch reichlich Gelegenheit, die Unachtsamkeit zu bedauern, da er sich monatelang vollständig im Unklaren darüber war, an welcher Stelle der Erde er sich eigentlich befand.

Wieso die Angabe der Uhr zu dieser Bestimmung dienen kann, wollen wir noch etwas näher auseinandersehen.

Die beiden Pole der Erde, diejenigen Punkte, die bei der täglichen Drehung um die Aze in Ruhe bleiben, weil sie die Endpunkte der Aze selbst sind, denkt man sich durch ein System vieler Kreise, der sog. Längtenkreise oder Meridiane verbunden. Es ist bekannt, daß man einen Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade, den Kreisgrad in 60 Minuten, die Bogenminute in 60 Bogensekunden eintheilt, geht man aber auf einem Meridian von einem Pole zum andern, so würde man einen halben Kreis oder 180 Grade zurücklegen. Man zählte aber auf einem Meridian die Grade nicht von einem Pol zum andern mit den Zahlen 0 bis 180, sondern setzt an den Pol die Zahl 90 und zählt dann zurück, so daß man auf 0 kommt, wenn man die Hälfte des Meridians, also einen Viertelkreis, beiläufig eine Länge von 10 Millionen Metern, zurückgelegt hat. Dann beginnt man wieder aufwärts zu zählen, so daß man bis zum andern Pol wieder 90 Grade zurückgelegt hat.

Legt man da, wo an einem Meridian nach dieser Zählweise die Gradzahl 0 steht, einen Kreis senkrecht zum Meridiankreis um die Erde, so trifft dieser, der sog. Aequator, sämtliche Meridiane in ihrem Nullpunkt und theilt die ganze Erde in zwei Hälften, die nördliche und südliche Halbkugel, in deren jeder, an der vom Aequator entferntesten Stelle, ein Pol der Erde liegt. Zieht man durch die verschiedensten Punkte eines Meridians zu dem Aequator parallele Kreise, die sog. Breiten- oder Parallelkreise, so sieht man, daß man dieselben vom Aequator als ihrem Ausgangskreis auf jeder Halbkugel bis zum Pol, dem 90. Breitenkreis, zu zählen hat. Je näher die Breitenkreise dem Pole liegen, um so kleiner werden sie, bis der 90. selbst, der Pol, bis zu einem Punkte zusammengeschrumpft ist. Die Lage eines Ortes auf der Erde wird nun zunächst durch seine geographische Breite, d. i. den Breitenkreis, auf dem er liegt, bestimmt. So beträgt die Breite von Berlin 52 $\frac{1}{2}$ Grad, d. h. man muß auf irgend einem Meridian vom Aequator aus um 52 $\frac{1}{2}$ Grad nach Norden gehen, um den Parallelkreis zu treffen, auf dem Berlin gelegen ist. Weiß man zugleich, auf welchem Meridian man nach Norden wandern muß, mit anderen Worten, kennt man auch den Meridian, der durch Berlin führt, so erkennt man sofort, daß die Lage von Berlin völlig bestimmt ist.

Die Breite des Ortes zu finden, an dem sein Schiff sich befindet, fällt dem Seemann nicht schwer. Denken wir uns z. B., wir stehen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, also am 21. März, gerade auf dem Aequator, so wird die Sonne zur Mittagzeit direkt über unserem Scheitel stehen und die verengenden Strahlen senkrecht auf uns herabenden, ohne irgendwo Schatten zu spenden. Der Himmelspol dagegen, der Punkt, wo die verlängerte Erdaxe das Himmelsgewölbe trifft, ein Punkt, in dessen nächster Nähe der helle Polarstern erscheint, wird gerade unseren Horizont berühren. Gehen wir aber auf einem Meridiane nach Norden, so wird die Sonne von ihrem senkrechten Stande herabsinken, während der Pol sich um ebenso viel über den Horizont erheben wird; sind wir z. B. bis zum 52. Grad, also etwa bis zur Breite von Berlin gekommen, so ist die Sonne um 52 Grad gesunken, steht also nicht mehr senkrecht über uns, sondern nur noch 90 — 52 = 38 Grad über dem Horizont, während der Himmelspol sich um 52 Grad erhoben hat. Am Nordpol schließlich ist die Sonne nur noch am Horizont zu erblicken, und der Himmelspol befindet sich volle 90 Gr. darüber, also direkt über unserem Scheitel.

Man erkennt somit, daß es nur auf die Bestimmung der Mittagshöhe der Sonne oder auch eines anderen Gestirns ankommt, um die geographische Breite des Beobachters zu finden. Das Instrument, das der Seemann hierzu verwendet, ist der Sextant, mittels dessen er den Sonnenrand und den Horizont, den einen direkt, den anderen in einem Spiegel erblickt; der Spiegel wird so lange verstellt, bis beide Objekte zusammenfallen, worauf sich der Winkelabstand beider aus der Stellung des Spiegels sehr einfach ergibt. Seine Breite konnte daher auch Nansen auf seiner Reise nach Süden stets bestimmen; um aber seinen Ort genau zu kennen, mußte er auch wissen, auf welchem Meridian er sich befand,

und hierzu war ihm die Uhr unerlässlich. Es giebt ja keinen Meridian, der in gleicher Weise ausgezeichnet ist, wie der Aequator unter den Breitenkreisen; daher ist die Wahl des Null-Meridians, von dem aus die Zählung beginnt, eine willkürliche. Die Engländer wählen denjenigen, der durch die Sternwarte von Greenwich geht, die Franzosen den durch Paris führenden, andere Nationen noch andere. Am gebräuchlichsten ist die Zählung vom Greenwicher Meridian aus, von dem Berlin z. B. 13 1/2 Grad östlich liegt; man muß also auf dem Aequator da, wo er vom Greenwicher Meridian geschnitten wird, 13 1/2 Grad nach Osten wandern, um den Meridian zu finden, auf dem man nach Norden reisend nach Berlin kommt.

Da die Erde sich von Westen nach Osten dreht, so erscheint den östlich gelegenen Gegenden die Sonne sowie die übrigen Gestirne früher, als den westlichen, und es läßt sich leicht sagen, um wie viel früher. In 24 Stunden ist eine volle Drehung um 360 Grad beendet; daher entspricht einem Grade eine Zeitdifferenz, die dem 360 Theil von 24 Stunden, das sind 4 Minuten, gleich ist. Da Berlin z. B. wie erwähnt 13 1/2 Grad östlich von Greenwich liegt, so wird in Berlin die Sonne 54 Minuten früher aufgehen als in Greenwich, es wird hier 54 Minuten früher Mittag sein, und ebenso wird sie 54 Minuten früher untergehen.

Man sieht nun auch sofort, daß man umgekehrt aus der Zeitdifferenz zweier Orte auf ihre Länge schließen kann. Weiß man daß es hier 54 Minuten früher ist, als gleichzeitig in Greenwich, so leint man sofort den Meridian, auf welchem man sich befindet, nämlich 13 1/2 Grad östlich von Greenwich.

Hat man die Breite eines Ortes ermittelt, so ist der tägliche Lauf der Sonne und der anderen Gestirne für diesen Ort leicht zu berechnen, und eine weitere Höhenmessung eines Gestirns giebt die gerade herrschende Zeit zu. Um nun aber zu wissen, wie spät es gleichzeitig in Greenwich ist, dazu ist die Uhr oder der Schiffschronometer unerlässlich, der die Greenwicher Zeit oder die Zeit eines bestimmten Meridians anzeigt. Als ihm die Uhr stehen geblieben war, nahm Mansen nach Bestimmung seiner Breite eine Zeitmessung vor; dann schätzte er an der Länge des Weges, den er in den 4 Tagen, seit er die letzte Längenmessung gemacht, zurückgelegt hatte, die Länge oder den Meridian, auf dem er sich befand, und stellte danach seine Uhr. Auf diese Weise glaubte er, keinen großen Fehler begangen zu haben; derselbe betrug auch nur 6 1/2 Grad oder 26 Zeitminuten. Dies war aber ausreichend, um ihn oft vollständig zu verwirren, so daß er mehrsach im Zweifel war, ob er sich östlich oder westlich von dem erhabenen Lande befand, und als er es schließlich erreicht hatte, glaubte er manchmal, auf einem neuen, unbekanntem Lande zu sein. Erst durch das Zusammentreffen mit der englischen Expedition, deren Uhren die richtige Greenwicher Zeit zeigten, konnte der Zweifel gehoben werden. —

Etwas von der Behme.

Das Walten der „Heimlichen Behme“, die im Mittelalter das oberste Gericht Deutschlands bildete und auch über den Fürsten stand, ist so sehr in Dunkel gehüllt, daß sich bei vielen die Meinung herausgebildet hat, die Behme habe überhaupt als eigentlicher Gerichtshof garnicht bestanden. Das ist jedoch ein Irrthum. Und nachstehender, aus dem Leipziger Urkundenbuch geschöpft und von uns dem „Leipziger Tageblatt“ entnommene Bericht eines Prozesses, der im 15. Jahrhundert spielte, wird unseren Lesern gewiß von Interesse sein, und hat jedenfalls auch ein hohes historisches Interesse:

In der Petersstraße zu Leipzig starben zu Anfang des 15. Jahrhunderts dem kleinen Matthias (von?) Macwitz beide Eltern. Des verwaissten Knaben nahm sich sein nächster Verwandter Nicolaus Kaufmann, Bürger zu Leipzig, an. Er übernahm die Vormundschaft, verkaufte das Haus in der Petersstraße für 212 Rheinische Gulden und legte davon 100 Gulden für sein Mündel zurück. Da Macwitz sein einziger näherer Verwandter war, so erklärte er ihn in Gegenwart der Rathsherren Heinrich Winter und Dietrich Kulkwitz zum Erben aller seiner Güter und Besitzthümer. Nicolaus Kaufmann starb Ende Mai oder Anfang Juni 1438. Seine Hinterlassenschaft bestand aus einem Hause am Markte, einer Kaufkammer unter dem Rathhause (in der sogenannten „Böhnen“ oder „Bühnen“) mit großem Luchvorrathe und anderen Waaren, zusammen im Werthe von 3000 Gulden, einem Baumgarten vor dem Grimmaischen und einem Vorwerke vor dem Peters-Thore. Dies alles kam jedoch zunächst nicht in die Hände des rechtmäßigen Erben, des Matthias Macwitz, sondern in die der Leipziger Bürger Thomas Cleyber und Martin Wildenhayn. Sie nahmen sogar die für jenen zurückgelegten 100 Gulden in Beschlag und bekümmerten sich wenig um die an sie ergangenen Aufforderungen, ihr unrechtmäßig erworbenes Gut wieder herauszugeben.

Nun klagte Matthias Macwitz. Welchen Weg er dabei zunächst einschlug, verschweigen uns die Quellen. Er wandte sich dann an den Propst Nicolaus vom Kloster Neuwerk bei Halle, und dieser entschied gegen ihn. Wüthend über diese Abweisung appellirte Macwitz an das Baseler Konzil, und dieses beauftragt den Doktor Bernhard de Woscho mit der Einleitung des gerichtlichen Verfahrens. Nachdem die Beklagten zu mehreren Terminen vorgeladen und nicht erschienen waren, wurden sie mit dem Kirchenbanne belegt und in der am 9. Februar 1442 erfolgten Schlussentzeng zur Herausgabe des widerrechtlich in Besitz genommenen Nachlasses an Matthias Macwitz verurtheilt. Die beiden Leipziger Bürger

jedoch trosteten der Kirche und ihrem Banne und behielten das Kaufmann'sche Erbe. Matthias Macwitz gab den Kampf noch nicht auf. Er richtete „Kummerbriefe“ an den Erzbischof von Magdeburg und den Kurfürsten Friedrich (den Sanftmüthigen), und diese beauftragten die Pröpste des Leipziger Thomasklosters und des Hallischen Klosters Neuwerk mit der Schlichtung des Rechtsstreites. Beide entschieden zu gunsten des „widdherpartye von Lipczk“, der Gegenpartei in Leipzig. Nun wandte sich Matthias Macwitz an die höchste Instanz der damaligen Gerichtsbarkeit in Deutschland, an die heilige Behme.

Unterdessen hatte sich der Kreis der in diesen Handel verwickelten Leipziger Bürger erweitert, und es ergingen von seiten „Ditterich Ditzmersen, richters vnde Frygraven zwo Wolckmerseu Bolkmarser in Westphalen“, des heyllichen Romischs ruchs von bevelde (Befehl) des hochwirdigsten in god vader herr Ditterich erezbizchof zwo Colne“ zc Vorladungsbriefe an die Leipziger Bürger Hermann Becker, Heinz Winter, Nickel Wulner, Hans Knappe, Claus Schulse, Dittich (Thyce) Koltwih, Lorenz Pudernaß, Nickel Krays und Heinz Mogenhauer. Von diesen lassen sich noch einige im Harnischbuche von 1466 (s. Wustmann, Quellen zur Geschichte Leipzigs, 1. Bd.) nachweisen. Sie müssen zu den reicheren Familien des damaligen Leipzigs gehört haben, denn Lorenz Pudernaß, der im heutigen Böttchergäßchen (hinter Wolkenstein) wohnte, lieferte zur Ausrüstung von Kriessknechten im Kampfe gegen den Burggrafen Heinrich III. von Plauen je einen „Krebs“ (Plattenharnisch), Eisenhut, Schild, Koller und Armbrust und der Kanzler, der damals gerade Hermann Becker's Haus in der Grimmaischen „Gasse“ gekauft zu haben scheint, 1 Krebs, 2 Hüte, 2 Schilde, 2 Panzer, 2 Koller, 1 Armbrust und 1 Büchse. Jedenfalls pochten die Leipziger auf ihren Einfluß und ihr Ansehen und folgten der Vorladung der heiligen Behme nicht, wie sie sich auch weigerten, die Geldstrafe, zu der sie deshalb verurtheilt wurden, je 66 Schilling, zu zahlen. Deshalb erlangte Matthias Macwitz am 8. Februar 1457 durch seinen Vorgesprecher Volkwin Czwigler bei dem „frienstul“, — „das her dy vorgnanten beclagten mag an dasten in bolez, in feldre vnde furt an allin stetin wu her sy ankummet, vnde kummeren ir lib unde gut“ wegen „nün dusent guldin“, die er nach „frienstuls rechte“ und auf „schone geystliche sentencien, executorien vnde instrumenten“ hin von ihnen zu verlangen hatte. Ferner schrieb der Freigraf der heiligen Behme an den Leipziger Rath, er solle „die beklagten myt yren wyb unde kinderen von on (sich) triben (wegtreiben) unde oer (ihre) güt (Gut) behaldin. Auch wurde der Kläger dem Schutze der Markgrafen von Brandenburg und der Herzöge von Sachsen empfohlen, während die Angellagten weder „schucz noch schur sollin habin“ bei Päpsten, Königen, Käufern, Fürsten, Grafen, Rittersn oder Knechten. Eine besondere Aufforderung, dem Matthias von Macwitz zur Erlangung des ihm zuerkannten Rechtes Beihilfe zu leisten, erließ der Freigraf an denselben 8. Februar 1457 an die Herzöge von Sachsen, Markgrafen von Brandenburg, Grafen von Mansfeld und Anhalt, den Bischof Johann von Merseburg und den Ritter Hans von Waldensels, außerdem an alle Schultheisse, Richter, Freigrafen, Freischöppen und an „aller menlich, der dusse preff (Brief) ankommet, en (ihn) sehin, horen ader (oder) lessen“.

Auf Grund dieses Schiedspruches der heiligen Behme ging jetzt Matthias Macwitz gegen den Kurfürsten Friedrich den Sanftmüthigen und den Leipziger Rath, die beide den Beklagten und ihren Vertheidigern Schutz gewährt haben sollten, vor.

In der Nacht zum Donnerstag, den 18. Mai, wurde der Vogt von Delitzsch, Albrecht Proffe, durch einen lauten Hornstoß geweckt, und bald überbrachte ihm der Burgwächter einen Brief, der im „Grindel“ des Burghorcs gesteckt hatte. Er öffnete und fand zwei Fehdebrieve.

Wisset burgermeister vnd rad vnd gantzo gemeyne zcu Liptocz (Leipzig), das ich Matis Macwit, Raloff Tabel, Brant von Cramme, Hans von Hartenberg, Henicke Kukencop, Freydeke Bockel, Jacob Vyweians vnd alle unser mitte helfer vwer (euer) vnd der vwern (euringen) wollen vynt syn vmb des probistes willen zcu sinte (Sankt) Thomas, vnd was hirau geschit an raube, morde vnd brande, dar wulle wir nicht zcu antworten (verantworten) vnd vnser ere an uch (euch) vnd an den uwern bewart habin. Geschreben am sonnabende nach vnsern hern hymmelfahrt anno domini LVIII. Geschreben vnder vnser egnis ingesiegel.

Wettet (wist) herthege (Herzog) Freyderk (Friedrich) here to Sassen, dat ek (ich) Matias Maghwit vnde Rolof Tabel vnde Brant van Gramme, Hans van Hardenbergh, Hennigh Kukencop, Freyderk Bockel, Jacob Wyweians vnde alle vnse mydde hulpers (Mithelfer), dat we wulle (wir wollen) wyghent (Zeinde) iuwer (euer) lande vnd lude weysen (sein) vmme vnse groter vnrechticheyt weyghen (wegen), de de schut (geschicht) Matias Makwit van den van Leyppesseche (Leipzig) veyghen ome gheschut, vnde wes hir van schut an rowe (Kaub) vnde an brande vnde an morde, dar wulle we nycht to antworten vnd vnse ere an gik (auch) vnde anden iuweren by waren. Ghescreven (geschrieben) an dem sonnawende na vnsern heren ghoddes hymmel wart daghe in dem achten vnde westtighasten (50.) iare ghescrewen vnder Matias Makewit inghesogel, des we alle hie to bruken.

Diese beiden Fehdebrieve, deren abweichende Schreibweise zeigt,

welche Anarchie damals auch auf dem Sprachgebiet herrschte, sandte der Vogt noch nachts um 2 Uhr an den Kurfürsten ab, der am 14. August seine Bürger zu „Lipzk“ in Schutz nahm, da dem Radwiy das Recht in Sachen nie geweigert worden sei und er sie vor auswärtigen Gerichten verklagt habe. Der Leipziger Rath aber beschloß, in Verbindung mit anderen Städten des Landes gegen die Vorladungen des heimlichen Gerichts vorzugehen, und erhielt die Erlaubniß dazu vom Kurfürsten am 4. Dezember 1459. Sein Ungehorsam gegen die Behme wurde dadurch gestraft, daß der Kaiser die Acht über Leipzig aussprach. Es folgten neue Aufforderungen der Freischöppen und des Freigrafen an den Kurfürsten, den Matthias Radwiy zu seinem Recht zu verhelfen (am 13. Dezember 1459, am 8. Januar 1460.) Der Leipziger Rath legte nun den ganzen Handel dem Papsie Pius II. vor, und dieser bestätigte am 14. April 1463 die in der Frankfurter Reformation von 1442 ausgesprochenen Beschränkungen der heimlichen Gerichte auf gewisse Fälle und trug dem Propste des Leipziger Thomasklosters, dem Würzener Propste und dem Merseburger Dekan auf, seine Bestätigung bekannt zu machen. Im Freistuhle traten Gerwürfnisse ein: am 27. April 1442 erklärte der Freigraf vier Freischöppen wegen Ungehorsams für ehrlös. Wieder erließ er am 12. Oktober eine Aufforderung, seinen Schilling zu fördern und zu unterstützen; die Freischöppen meldeten dem Propste Johann vom Peterskloster bei Merseburg, daß Matthias Radwiy gegen dessen gerichtliche Vornahme Berufung einlege, und am 18. Januar 1463 „verehimte“ der Freigraf auch jene beiden Propste mit allen ihren Hinterlassen.

Hier lassen uns plötzlich die Quellen im Stich. Wir wissen nicht, wie sich der Rechtshandel des Matthias Radwiy und der Leipziger geendet hat.

Kleines Feuilleton.

— **Frauen als Verbrecherinnen.** Einer der bekanntesten Gefängnisvorsteher in England, Major Griffiths, sucht auf grund langjähriger eigener Erfahrungen in einer englischen Zeitschrift den Nachweis zu führen, daß der Charakter der weiblichen Verbrecher nicht so schlimm sei, wie er von der italienischen Lombroso'schen Kriminal-Anthropologie dargestellt wird. Einer der Hauptirrhümer dieser Schule sei die Behauptung, daß die Verbrecherinnen schlechte Mütter seien. Ein im Gefängniß vorhandenes Baby habe einen äußerst mildernenden Einfluß auf alle Insassen. Die im Gefängniß Mutter gewordene Verbrecherin wird von den Mitgefangenen sorgsam und liebevoll gepflegt, das Kind bildet den Stolz und die Freude der ganzen Abtheilung. Ebenso zahlreich sind die Beispiele von Treue und Liebe gegen Verlobte und Gatten in den Frauengefängnissen. Viele Frauen erdulden eher lange und harte Strafen, als daß sie Zeugniß wider jene ablegen, die sie lieben. Auch sonst tritt der typische Frauencharakter im Gefängniß deutlich hervor. So verträgt eine Frau viel schwerer die einödnige Gefängnishaft als ein Mann und nichts ist ihr peinlicher als die Schmutzlosigkeit der Kleidung und der Zelle, der sie trotz aller Verbote immer wieder durch eigene Zuthaten abzuhelfen sucht. — Dem oben über das Liebesleben der Gefangenen Gesagten kann man auch aus Berlin einen kleinen Beitrag zufügen. Im Moabiter Kriminalgerichts-Gebäude befinden sich Zimmer, in denen die Untersuchungsgefangenen, nach Geschlechtern getrennt, vor den Vernehmungen und Terminen eingeschlossen werden. Durch Inchriften an den Wänden, Thüren, Defen dieser Zimmer machen nun die Gefangenen ihrem Herzen Lust. Während man aber in dem Zimmer der Männer fast ausschließlich Joten, unanständige Zeichnungen und allenfalls für Mitgefangene bestimmte Kassiber findet, sind in dem für Frauen bestimmten Zimmer die Wände mit Liebesbetheuerungen und dergl. bedeckt. Herzensgrüße wie die folgenden liest man überall: „Ich liebe meinen Karl und bleibe ihm treu und er wird mich auch heirathen.“ Oder: „Mein Franz bleibt seiner Emilie gut, wenn ich auch jetzt ganz verlassen bin.“ Das zeigt doch einen großen Unterschied der Denkrichung beider Geschlechter. Dabei ist zu beachten, daß diese weiblichen Gefangenen zum theil Prostituirte sind. —

c. e. Die „**Mode von morgen**“. Das Pariser „Journal“ schreibt: Als Besucherin der letzten Hunde-Ausstellung wurde eine Dame viel bemerkt, die einen nicht alltäglichen Schmuck trug. Dieser Schmuck bestand aus zwei lebenden kleinen Schildkröten, die von den Ufern des Ganges kommen sollen und kaum so groß sind wie der kleinste Finger einer Hand. Auf der Schale der beiden Thiere befanden sich kostbare Edelsteine, die nach einem nur in Indien bekannten System eingeseht waren. Dieser lebende Schmuck wurde auf der Brust der Dame durch ein goldenes Kettlein festgehalten. Das lebendige Thier erhebt also bei der Kleidung unserer Damen jetzt vollständig das ausgestopfte Thier oder die langweilige Kopie aus Metall, Stoff etc., und die „Modedamen von morgen“ werden bald aussehen wie die indischen Schlangenbeschwörerinnen. In dieser Beziehung läßt sich noch viel erreichen, und folgende Vorschläge dürften daher nicht ungelegen kommen; wir schlagen zunächst vor: kleine Mäuse an silbernen Ketten auf dem Hut, Frösche als Schirmgriffe, Eidechsen am Halsband oder am Gürtel und endlich Regenwürmer an Stelle der Strumpfbänder. —

Theater.

— Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ist gestern ein Autor namens Cohn mit einem, wie es heißt, schon

über zehn Jahre lagernden Lustspiele zu Worte gekommen. Das Stück, das etwas breitspurig „Im Lichte der Wahrheit“ heißt, soll überall abgelehnt worden sein, bis dann Herr Samst nach bekannten Prinzipien sich seiner erbarmte. So schlecht, wie man nach dieser Vorgegeschichte annehmen sollte, ist die dramatische Arbeit nun garnicht. Ein Mann, der schrullenhaft für Aufrichtigkeit eingenommen ist, wettet mit einem Freunde, daß er gar bald ins Irrenhaus komme, wenn er überall rückhaltlos die Wahrheit sagen werde. Und so geschieht es. Aber ein braves weibliches Wesen löst im letzten Augenblick die Verwirrung und die Wahrheitskinderei endet mit der üblichen Lustspiel-Verlobung. Das Stück ist trotz des etwas wagehalsigen Anlaufs, den der Autor nimmt, harmlos und liebenswürdig, und Herr Cohn belundet, daß ihm schriftstellerische Gaben eigen, die denn doch nicht lange Jahre hindurch von blöden Direktoren hätten verschmäht werden sollen. In der durchweg recht hübschen Darstellung thaten sich Herr Bauer, sowie die Damen Weinholz und Griep hervor. —

— Im Budapestener Lustspiel-Theater fand am Montag Abend eine Demonstration gegen die deutschen Gastspiel-Vorstellungen mehrerer Mitglieder des Wiener Hofburg-Theaters statt. Die Vorstellung mußte, weil ein Theil der Zuschauer großen Lärm machte, unterbrochen werden, wurde aber, nachdem die Polizei die Schreier entfernt hatte, ohne Störung zu Ende geführt. —

Literarisches.

Eine Prachtausgabe des Nibelungenliedes bereitet die Reichsdruckerei für die Pariser Weltausstellung von 1900 vor; das Werk soll in Paris den Stand deutschen Buchdruckes, deutschen Kunstgewerbes und deutscher Illustrationskunst auf das würdigste vorführen. Der Einband des Werkes wird dem Kunsthandwerk Gelegenheit bieten, sein Können zu entfalten. Für die Illustrationen ist Josef Sattler gewonnen.

— **Beschlagnahme.** Die im Verlage von Fr. Neumeier in Hannover erschienene Broschüre „Der Fall Bergstedt und die Abschaffung des Querulanten-Wahnsinns, mit einem Anhang gegen Prozesse und Irrenprozesse“ von Fr. Kreyhmar ist in Hannover beschlagnahmt worden. Erst ist sie vier Wochen lang unbeanstandet verkauft worden. —

Humoristisches.

eh. Ein Merksprüchelein für Birthe. Im Artushofe zu Danzig, der bis zum siebzehnten Jahrhundert nicht nur Börse, sondern auch geselliger Zusammenkunftsort der Danziger Bürgerschaft war, stand auf den messingenen Leuchterschilden neben vielen anderen Regeln auch der folgende Spruch, der heute noch manchem ehrfamen Birth zur Beherzigung empfohlen werden kann:

„Zu wissen sey auch Schenken dieß
Daß sie allzeit auch ohn Verdrüß
Kein Bier im Geschirr in Keller tragen
Denn solches den Herren und Brüdern nicht will behagen
Sonderen aufgießen in die Zimmerne Wandten
Zu verhüten Unwillens und Zanden.
Darnach sich ein jeder halten woll,
Oder sein Straf gewarten soll.“

ce. Der spanische „Prügelminister“ Herzog von Tetuan ist mit seiner ruhmreichen Ohreigenaffäre mit dem greifen Senator Comas in Madrid die Zielscheibe vieler Wiße, guter und minder guter. Einen der besten dieser Wiße erzählen die spanischen Blätter wie folgt: Im Hause der gräflichen Familie Montarco wurde dieser Tage Hochzeit gefeiert; die älteste Tochter des Grafen heirathete einen jungen Artillerie-Hauptmann. Trauungszeuge war u. a. auch der Minister Herzog von Tetuan, und als dieser mit energischen Schritten, als wenn er sich auf das Brautpaar stürzen wollte, zu einem Tische schritt, um das Trauungsprotokoll zu unterzeichnen, raunte ihm die Marquise de la Laguna ins Ohr: „Um Gotteswillen, Herzog, mäßigen Sie sich, die Braut ist schon eingefeget und der Bräutigam scheint sehr kräftig zu sein!“ Der Herzog lachte selbst am meisten über dieses Scherzwort. —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Dynamit-Attentat ist am Montag in Marchiennes bei Charleroi (Belgien) gegen die Wohnung eines Kaufmanns verübt worden. Thüren und Fenster des Hauses flogen in die Luft, doch wurde niemand verletzt. —

— **Verbrechen und Wetter.** Ueber den Zusammenhang zwischen dem jeweiligen Wetter und den Verbrechen wurden neuerdings interessante statistische Untersuchungen von dem Leiter des Illinois State Weather Service angestellt. Er ging die Polizeiberichte der Stadt Chicago für jeden Monat der Jahre 1888—1894 durch und brachte die Gesamtsumme der Verbrechen für jeden Monat und für jede Art der Verbrechen in Verbindung mit dem Wetter. Danach stellte sich eine Zunahme der Verbrechen mit dem Steigen der Temperatur im Laufe des Tages und auch nach den Jahreszeiten heraus. Ebenso ergab sich eine Zunahme der Verbrechen bei einem Rückgang der Niederschläge. Andererseits nahmen die Verbrechen ab beim Heruntergehen der Temperatur, besonders im Winter, ebenso bei einem Ueberschuß des Regens im Sommer. Wenn Regen und Kälte zusammenwirkten, war der Rückgang der Verbrechen am größten. —